

Denkmalpflege heute – Normalfall, Aufbruchstimmung oder Resignation?

Frank Werner

Das große Fragezeichen hinter diesen Schlag- und Reizworten – insbesondere dem der Resignation – weist eigentlich schon darauf hin, daß ich mich keineswegs in das riskante «Vabanquespiel» einlassen werde, fix und fertige Analysen, Thesen und Konzepte zum genannten Thema zu liefern. Dies gilt um so mehr, weil einerseits ja gerade die Preisträger den aktuellen Beweis dafür geliefert haben, wie sehr Denkmalpflege Bürger-, also Gemeinsache und Normalfall sein kann, und weil ich als denkmalpflegerisch institutioneller Laie von allen guten Geistern verlassen sein müßte, wenn ausgerechnet ich dem anwesenden Präsidenten der baden-württembergischen Denkmalpflege, Herrn Prof. Dr. Gebeßler, Patentrezepte und Strategien in Sachen Denkmalpflege liefern wollte. Aber so unantastbar steht diese Disziplin nun wieder auch nicht da, als daß wir uns leichtfertig allein an rhetorischen Westentaschen-, Salon- oder Sonntagsdenkmalpflege-reien delectieren könnten. Sie werden aus diesem Grunde von mir mehr Fragen hören als Antworten, Fragen, die sich aus meiner Praxis als Bauhistoriker an die Kollegen von der Denkmalpflege und – nicht zu vergessen – deren Dienstherrn – richten. Sie werden dabei mit manchem Positivem und Negativem konfrontiert werden, ja vielleicht sogar mit Ketzerischem – weil ich ganz einfach glaube, daß gerade Veranstaltungen wie diese weniger der Selbstweihräucherung als vielmehr der Diskussion dienen müssen.

Und diese Diskussion ist um so leichter zu führen, als man beim Thema «Denkmalpflege heute» doch eigentlich keine Trübsal zu blasen bräuchte. Aus der Retrospektive 1971 bis 1981 heraus hat sich doch vieles zum besseren gewandelt. Die Baggermentalität im kleinen und die infrastrukturelle Wachstumseuphorie von Stadt- und Landesplanung im großen haben doch einer behutsameren Einstellung gegenüber dem historischen Erbe Platz gemacht. Parallel hierzu haben die vielzitierten Grenzen des Wachstums, die wachsende Unwirtlichkeit unserer Lebensräume, wirtschaftliche Rezessionen, diverse Öko-Schocks und eine zunehmend rückwärtsgerwandte gesellschaftliche Grundhaltung bewahrende Aktivitäten gefördert. Dennoch wäre es – so meine ich – um unsere Denkmalpflege schlecht bestellt, wenn sie allein auf einer allgemeinen Verweigerungshaltung gegenüber Gegenwart und Zukunft aufbauen müßte. Nein, relativ unabhängig von derartigen Phänomenen hat die Denkmalpflege

mit ihren Partnern selbst die Initiative ergriffen. Neue Denkmalschutzgesetze der Länder, das Denkmalschutzjahr, die europäische Kampagne zur Stadterneuerung, die angestrebte Europäische Konvention zum Denkmalschutz oder die Kampagne zum Schutz des architektonischen Erbes auf dem Lande und ein zunehmendes Bewußtsein bei Privatleuten, all das ist zweifellos auf der Habenseite zu verbuchen. Parallel zu staatlichen Maßnahmen wie denen des Städtebauförderungsgesetzes wurden die zuvor gewonnenen institutionellen Konventionen vor Ort in Kleinarbeit untermauert. Inventarisierung, Listenerfassung, Kooperation bei Satzungsvorschlägen, die inzwischen oft kopierte Verkaufsaktion für Kulturdenkmale und vieles andere mehr wäre hier anzuführen. Die Erfolge dieser Arbeit sind allenthalben sichtbar. Und wie immer stellt sich dort, wo Erfolg in breitem Maße wahrnehmbar wird, auch Kritik ein. Während den einen die Maschen des bewahrenden Fangnetzes der Denkmalpflege schon viel zu eng sind, sind sie den anderen in der Realität noch so weit, daß immer noch Jahr für Jahr unersetzlicher Architekturbestand dem Abbruch zum Opfer fällt. So ergibt sich das einigermaßen konträre Bild, daß eine Institution, die endlich aus ihrem Dornröschenschlaf aufgewacht, die somit im guten Sinne des Wortes zeitgemäß geworden ist, die längst verlorengeglaubtes Terrain zurückgewonnen hat – kurzum, daß eine Institution, deren Arbeit eben dabei ist, zum Normalfall zu werden, bereits wieder substantiell angegriffen wird.

Die Angriffe kommen dabei – teils zu recht, teils zu unrecht – aus den unterschiedlichsten Richtungen. Am stärksten hat mich in diesem Zusammenhang ein Disput erschüttert, der kürzlich in einer Fachzeitschrift zwischen dem greisen Berliner Bauhistoriker Julius Posener und dem jungen, engagierten Kunsthistoriker Dieter Hoffmann Axthelm ausgetragen wurde. Axthelm plädierte dort auf sehr ernsthafte – will sagen auf nicht leichtfertige – Art für die Abschaffung jedweder Denkmalpflege. Sie schaffe – so Axthelm stark verkürzt wiedergegeben – sie schaffe nichts als Scheinwelten und Enklaven für die Flucht aus der rauhen Warenverwertungsgesellschaft in die Idylle vorindustrieller Welten. Denkmalpflege – so Axthelm weiter – sei mithin entweder allgemeiner Luxus (z. B. angesichts sinnloser Nutzungen wiederhergestellter Gebäude und angesichts vergeudeter öffentlicher Gelder) oder indivi-



dueller Luxus solcher, die sich diese beschauliche Flucht aufgrund ihrer Finanzkraft leisten können. Nach Axthelm ist Denkmalpflege denn auch über weite Strecken nichts anderes als eine Faksimilierung großbürgerlicher Welten für teilweise ganz konträre Nutzungen. Denkmalpflege – und damit meint Axthelm sowohl Institution als auch geschützte, bzw. instandgesetzte Objekte – Denkmalpflege habe folglich keine Daseinsberechtigung mehr. Historische Bauten seien mithin als didaktisches Lehrmaterial bzw. als Abbildung auf Mikrofilm besser aufgehoben als realiter in einer Umwelt, die immer stärkerem Veränderungsdruck unterworfen ist. So wenig ich hier aus Zeitgründen all diese Thesen im einzelnen widerlegen kann, so sehr bedrückt mich eigentlich die innere Logik dieses Denkgebäudes, die da lautet: Denkmalpflege hat eigentlich keinen Platz mehr in unserem westlichen Selbstverständnis von gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Progression. (Daß dem durchaus so sein kann, habe ich kürzlich in den Vereinigten Staaten von Amerika erfahren müssen, wo ich wiederholt zu Diskussionen mit Denkmalpflegern eingeladen

wurde. In den USA ist die Denkmalpflege nämlich trotz einer Reihe von einschlägigen Gesetzen tatsächlich nur geduldet und muß in Konfliktfällen stets dem Faktor Wirtschaft weichen. Und selbst dort, wo sie geduldet wird, akzeptiert man sie nur so lange, wie sie wirtschaftliche Belange fördert und nicht behindert – von sozialen ganz zu schweigen.) Ein weiterer, weit harmloserer Einwand zum Normalfall Denkmalpflege richtet sich gegen deren vermeintliche oder reale *L'art-pour-l'art*-Attitüden. Also eher eine ästhetische Dimension! Man wirft den Konservatoren des öfteren Erhaltung um jeden Preis (auch des esoterischsten!) und Verschönerung bzw. Beschönigung um jeden Preis vor. Andere, die meist Betroffene in Sachen Denkmalpflege sind, lehnen diese als dirigistisches, staatliches Planungsinstrument (schön, wenn dem so wäre), bzw. als unverhältnismäßigen Eingriff in die Privatsphäre des einzelnen ab – ein Punkt, auf den ich später noch zu sprechen kommen werde.

Die schwerwiegendsten Attacken haben in der Vergangenheit jedoch schließlich jene geritten, von denen man das vielleicht am wenigsten erwartet hätte:



Das von Brigitte und Arthur L. Thomas vor dem Abbruch bewahrte und wiederhergestellte Haus Espachstraße 85 in Weilstetten (Stadt Balingen), auch Bühlburg genannt. Es handelt sich um den Rest einer ehemaligen Hofanlage. Charakteristisch sind die Übergangsformen des Fachwerks (vgl. die beiden Giebelseiten!) und das Krüppelwalmdach. Nach der sorgfältigen Erneuerung ist das Haus Wahrzeichen und herausforderndes Beispiel für die gesamte Ortschaft. (Foto links: G. Schneider, rechts: privat)

die Politiker nämlich. Da wäre einmal die Initiative des Stuttgarter Oberbürgermeisters Manfred Rommel zu nennen, die Denkmalpflege zu kommunalisieren. Auch wenn ich es für außerordentlich sinnvoll halte, die Gemeinde- und Stadträte als Volksvertreter mit in denkmalpflegerische Diskussionen einzubeziehen (was heute eh meist der Fall ist), bleibt höchst fraglich, wie weit potentielle Betroffene qualitative Urteile über Vorgänge machen können, die sie ja eventuell eigentlich erst zu richtigen Betroffenen machen? Das wäre in etwa so, wie wenn man den Patienten über die Qualität seiner eigenen Therapie, den Delinquenten über das Maß seines eigenen Urteilsspruches abstimmen ließe.

Und erst jüngst hat in Freiburg ein weiterer Politiker, der baden-württembergische Innenminister Roman Herzog auf der Jahrestagung der Denkmalpfleger aus der ganzen Bundesrepublik Deutschland – wohl zur Freude vieler Politiker-Kollegen – vor einer Denkmalflut gewarnt und eine Beschränkung auf bestimmte Epochen, bzw. eine quantitative Einschränkung, auf jeden Fall also eine Einschränkung gefordert. Einschränkung gut, aber

wie? Sind nicht gerade Überlegungen, wie: so viele Denkmäler oder so viele Denkmäler, oder Denkmäler nur bis zu einem gewissen Stichdatum, oder Denkmäler aus dieser Zeit ja, Denkmäler aus jener Zeit nein –, stellen nicht alle Überlegungen dieser Art eine beginnende Pervertierung des Denkmalbegriffs dar? Denn werden da nicht dubiose historische Festschreibungsversuche avisiert? Und wird da nicht einer handfesten Geschichtsklitterung das Wort geredet? Zuerst waren's fast gar keine Denkmäler mehr, jetzt sind's auf einmal zu viele, und morgen? So als wenn Denkmalpflege allein eine quantifizierbare Angelegenheit und nicht eine kulturelle Option auf die Zukunft wäre. Mag da durchaus die Schreckensvision von einem allumfassenden Denkmalstaat, den wohl niemand ernsthaft will, im Spiel gewesen sein, das Bewahren des historischen Erbes als zwangsläufiges kulturelles Kontinuum in ein beliebiges Korsett zwingen zu wollen, grenzt an Barbarei. Die einzig denkbare Beschränkung der Denkmalpflege – die faktisch aber schon immer praktiziert wird – ist sicher die auf Qualität, und zwar nicht zwangsläufig auf die Qualität des

großen populären Objekts zuungunsten der vielen kleinen, sondern auf die Qualität des historischen Kontinuums vor Ort.

Was ich mit derartigen kritischen Positionen in Sachen Denkmalpflege andeuten wollte, war nichts anderes, als daß uns Denkmalpflege gesetzlich, institutionell und verfahrensmäßig zwar schon längst zum Normalfall verordnet worden ist, daß bei Politikern, Kunstwissenschaftlern, Konservatoren und Betroffenen aber noch lange kein Konsens darüber zu erwarten ist, was Denkmalpflege zukünftig eigentlich leisten kann und soll. Trotz aller Teilerfolge (wie z. B. der heutigen Preisverleihung) kann daher heute von einer allgemeinen Aufbruchstimmung sicher ebensowenig die Rede sein wie von tiefer Resignation.

Weitaus wichtiger erscheint mir aus diesem Grund die sachliche Diskussion um bestimmte Positionen, die die Denkmalpflege teils schon einnimmt, teils noch nicht besetzt hat, die sie aber auf jeden Fall in Zukunft tangieren werden. Da wäre sicher zunächst einmal die sehr heikle Wechselbeziehung Denkmalpflege und Politik zu nennen. Obwohl selbst eine staatliche Institution und somit der Loyalität verpflichtet, ist die Denkmalpflege in der Vergangenheit immer wieder in den Zwiespalt zwischen politischer Opportunität und besserer – weil sachlicher – Erkenntnis geraten. Loyalität und Neutralität haben sich dabei «erfreulicherweise» oft genug als Fiktion erwiesen. Das hat der Denkmalpflege aber lediglich verwaltungsintern den Ruf eingetragen, Staat im Staate, bzw. Amt im Amt sein zu wollen. Nach außen hin ist der positive Vorrang der inhaltlichen Entscheidung (die ja letztlich auch immer eine politische ist) vor den politischen Sachzwängen bislang viel zu wenig hervorgehoben worden.

Eine weitere Position, die diskutiert werden müßte, ist der Bereich der Didaktik und der Mitsprache. Wohl niemandem ist nämlich mit einer Denkmalpflege gedient, die sich ausschließlich rechthaberisch artikuliert. Wäre in diesem Zusammenhang nicht etwa auch eine Institution denkbar, die sich weniger als Autorität denn als Berater sieht? Und wäre es nicht beispielsweise auch denkbar, daß man sich partnerschaftlich verstärkt in einer Art «Selbsthilfedenkmalpflege» engagiert, ohne von Amts wegen dort eingreifen zu müssen? Dies gilt besonders für die große Masse der anonymen historischen Bausubstanz. Durch den Einsatz beratender Denkmalpflege gerade dort ließe sich nämlich unter Umständen eine sinnvollere Arbeitsteilung erreichen: die «große Denkmalpflege» wird vom Amt übernommen, die «kleine Denkmalpflege» verstärkt von Privatleuten mit fachlicher Unterstützung durch das

Amt. Dies würde natürlich eine etwas andere Amtsstruktur und eine andere Form von Kommunikation mit dem Bürger erforderlich machen. Mit dem Rückzug in Elfenbeintürme und der fachlichen Arroganz des «Alles-schon-Wissens» zeichnen sich jedoch in keinem Fall Zukunftsperspektiven ab. Ein äußerst schwieriges Kapitel stellt in diesem Zusammenhang auch das Verhältnis Bürgerinitiativen-Denkmalpflege dar. Nicht selten haben sich nämlich in den vergangenen Jahren gerade Bürgerinitiativen «denkmalpflegerischer» verhalten als die Denkmalpflege und somit den Eindruck erweckt, daß seitens der Behörde Desinteresse herrsche. Interessengruppen (darunter inzwischen selbst Hausbesetzern) ist es mitunter sogar gelungen, mehr für den Erhalt eines schützenswerten Gebäudes zu erreichen als dem eigentlich zuständigen Denkmalamt. Könnte man sich daher nicht vorstellen, daß Denkmalschützer bereits im Vorfeld solcher Initiativen verstärkt als Ansprechpartner tätig sind, bzw. daß derartige Aktivitäten nicht von Amts wegen argwöhnisch betrachtet, sondern bis zu einem gewissen Grade sogar regelrecht betreut werden? Das bedeutet unter Umständen natürlich auch inhaltliche Neuorientierungen in bezug auf Denkmalwürdigkeit, Denkmaleigenschaft und Denkmalaussehen. Und eben dies stellt die traditionelle Denkmalpflege vor nicht unerhebliche Probleme. Denn weshalb müssen Denkmäler eigentlich Anspruch auf Schönheit und Ewigkeit erheben? Hat nicht auch alte Bausubstanz – um es einmal ganz provokativ auszudrücken – irgendwann das Anrecht auf ihr eigenes Verschwinden? Ist Baugeschichte – authentisch gesehen – nicht ein ständiger Prozeß von Veränderung, An-, Um-, Ab- und Wiederaufbau? Wirken manche Denkmäler, die nicht altern dürfen – weil ständig unbewußt die für das Sozialprestige so wichtigen Neubaustandards und Reinlichkeitsansprüche auf sie projiziert werden – wie die Mumifizierung ewiger architektonischer Jugend? Gerade weil dem so ist, möchte ich an dieser Stelle einmal nachdrücklich für das alternde Denkmal plädieren, für eine Architektur, die nicht dem Diktat des Frischen und Neuen als Symbol von Ordnung und Wohlstand unterworfen ist. Denkmalpflege müßte in diesem Sinn über längste Zeiträume hinweg wahrscheinlich eher zu einem rotierenden System ständig abgehender – aber natürlich abgehender – und neu hinzukommender Bestände sein. Es sei in diesem Zusammenhang nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Präsident des baden-württembergischen Landesdenkmalamtes, Herr Gebeßler, schon vor geraumer Zeit auf all diese Probleme hingewiesen hat, als ausgerechnet er vor Konservie-



Die Burg Kalteneck in Holzgerlingen ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel einer Wasserburg, wie es hierzulande nicht allzu oft anzutreffen ist. Seit Jahrhunderten litt sie unter häufigem Wechsel der meist nur auf Nutzung des Gebäudes, kaum aber auf dessen Erhaltung bedachten Eigentümer. Ilse-Jean und Ernst Burckhardt haben Burg Kalteneck 1975 erworben und Zug um Zug – ausräumend und erneuernd – in eine Fassung gebracht, die dem ursprünglichen Zustand weitgehend nahekommt. Jetzt spiegeln sich wieder die massigen Mauern mit den charakteristischen Strebepfeilern im Burggraben, der zusammen mit der gesamten Anlage in die wiederherstellende Erneuerung einbezogen worden ist. So konnte der Gemeinde Holzgerlingen durch bürgerschaftliches Engagement ein Denkmal ihrer Geschichte zurückgegeben und bewahrt werden. (Foto: Friedr. Stampe)

rungseuphorien warnte und meinte, man solle auch noch zukünftigen Generationen Chancen für neue denkmalpflegerische Erkenntnisse einräumen. Damit wurde eben jene zeitabhängige Scheinperfektheit angezweifelt, der wir mittlerweile ganze Städte unterwerfen.

Dies setzt natürlich auch ein anderes Wissenschaftsverständnis der Denkmalpflege voraus, denn gründliche Inventarisierung des Bestandes und Präzisierung bauhistorischer Entwicklungen machen allein noch keine Wissenschaft aus. Restaurierungswissenschaften, wissenschaftliche Erforschung von Denkmalpflegekriterien und Erarbei-

tung von Denkmalpflegetheorien könnte man unter Umständen als erkenntnistheoretisch sicheres Terrain bezeichnen, die denkmalpflegerische Praxis sollte man dagegen aus diesem Bereich heraushalten. Ein wichtiges Desiderat stellt auch der Problembereich des sog. «Staddenkmal» dar, bzw. die Forderung nach einer Denkmalpflege als praktiziertem Städtebau. Wahrscheinlich ist dies inhaltlich sogar eines der heißesten Eisen, das die Denkmalpflege künftig ganz erheblich beschäftigt wird. Nun ist es keineswegs so, als ob man sich bislang überhaupt nicht mit dem Begriff des Staddenkmal auseinandergesetzt habe. Ganz im Gegenteil, die Denkmalpflege

hat den enormen Nachholbedarf auf diesem Gebiet beispielsweise dadurch zu kompensieren versucht, daß sie Begriffe wie «Ensemble» usw. sogar gesetzlich verankert hat. Für den Umgang mit vielen größeren Städten, die allerhöchstem Veränderungsdruck (mit zunehmendem Alter um so stärker) ausgesetzt sind, war dies ganz offensichtlich nicht ausreichend. Daher entsteht gerade in städtebaulichen Fragen nicht selten der Eindruck, als beschränken sich städtebauliche Aktivitäten der Denkmalschützer auf das bloße Reagieren auf Maßnahmen anderer. Wären aber nicht gerade auf diesem Sektor eigene Arbeitsgruppen denkbar, die städtebaulich-denkmalspflegerische Leitbilder für längere und kürzere Zeiträume entwickeln, die konservatorische Zukunftsprojektionen ausklügeln, die Analysen von Gefahrenzonen und dazugehörig Kataloge von Präventivmaßnahmen erarbeiten? Arbeitsgruppen nicht zuletzt, die sich der Sozialplanung annehmen, die bei allen Sanierungsmaßnahmen von entscheidender Bedeutung ist: Bewahrung des sozialen Milieus muß künftig deutlicher als ein Zweig des Ensembleschutzes erkannt und betrieben werden!

Voraussetzung für einen zukunftsorientierten Umgang mit dem Stadtdenkmal wäre aber, daß eben nicht nur präzise historische Stadtentwicklungs- oder Substanz-Atlanten (also reine Erfassungsmaterialien) hergestellt werden, sondern daß Denkmalpfleger – über ihr gängiges Berufsbild hinaus – künftig auch als aktive Planungspartner unmittelbar in allen Planungsgremien einer Stadt mitgestaltend tätig werden könnten – also auch im Neubaubereich etwa als Stadtgestalter. Neu sind Gedanken dieser Art wahrhaftig nicht, denn bei unseren französischen Nachbarn wird ein rigoroses stadtplanerisches Mitspracherecht von Denkmalpflegern schon längst mit Erfolg praktiziert. Bei alledem sollte man sich jedoch auch hier hüten, den Stadtorganismus – wie das leider bei einigen frühen französischen Modellversuchen der Fall ist – als statisches, einmal für alle Zeiten festgeschriebenes Stadtdenkmal definieren zu wollen. Denn die Resultate sind – wie allenthalben zu beobachten – weitaus problematischer als bei Einzelobjekten.

Ich habe bis jetzt versucht, vom verordneten «Normalfall Denkmalpflege» und dem Unbehagen daran, über voreilige Aufbruchstimmungen (denken Sie an die Warnung vor allzuschnellen Festlegungen) einen Faden zu spinnen, der keineswegs bei Resignation oder Verneinung endet. Im Gegenteil, faßt man kritische wie positive Argumente zusammen, dann werden durchaus Konturen möglicher Strategien sichtbar. Ich spreche dabei wohlgerne nicht von einer neuen Denkmalpflege, sondern al-

lenfalls von einer Anpassung bestehender Institutionen. So wäre doch durchaus eine moderne Denkmalpflege denkbar, die nicht stetig neue «alte» Denkmäler hinzugewinnt, sondern sich stärker der Fortschreibung des Denkmalbegriffs bis in die Gegenwart hinein widmet, auch dort neue Denkmäler akquisiert. Darüber hinaus müßte es eigentlich doch auch einen Weg geben, sich neuen inhaltlichen Herausforderungen zu stellen, wie z. B. der ökologischen Architektur, der sog. «Barfußarchitektur», der Industriearchitektur oder der großen Zahl neuer Bautypen, die in diesem Jahrhundert entstanden sind! Abhängig wären derartige inhaltliche Begegnungen allerdings von einer verstärkten internen und externen Diskussion um den gesellschaftlichen Stellenwert von Denkmalpflege. Und bei alledem dürfte die eigene Position nie apodiktisch werden, sondern müßte stets selbstkritisch überprüf- und korrigierbar bleiben. Denn dann könnte das Erhalten historischer Bausubstanz sich endlich der ganzen Palette kleiner bis spekulativer, präventiver, beratender, autoritärer, demonstrativer, oppositioneller oder intellektueller (noch dazu nichts kostender) Denkmalpflege bedienen.

Nun habe ich entgegen meinen guten Vorsätzen doch so oft «sollte, müßte, könnte» gesagt, daß das alles doch wieder nach «theoretisierender Besserwissererei» aussieht. Deshalb möchte ich schließen mit einigen ganz subjektiven Fragmenten, bzw. Wünschen, die ich als Bauhistoriker ganz persönlich an eine zukünftige Denkmalpflege zu richten hätte. Dürfte ich diese Wünsche einmal stichwortartig auflisten, so würde das in etwa so lauten:

Viel mehr Förderung von Privatinitiative («kleine Denkmalpflege» auch mit geringstem Aufwand; Beratung, Erfahrungsaustausch – Zentren, Handwerkerschulung).

Transparenz denkmalpflegerischer Ziele

Transparenz auch finanzieller Maßnahmen (gerade im Einfamilienhausbereich).

Das Sich-Kümmern um Nutzungen von Denkmälern, weil dieses mindestens genauso wichtig ist wie die eigentliche Pflege (Sicherung von adäquaten Nutzungen vor Eintritt des Denkmalpflegefalls erspart aktiven Einsatz der Fachleute).

Konzessionen an die «Altersfähigkeit» historischer Bauten. (Das heißt: Gebäude müssen altern dürfen; eventuell müssen sogar Veränderungen hingenommen werden, die nicht unbedingt im Sinne der Denkmalpflege sind.)

Keine statisch absolute Denkmalmeinung!

Weshalb diese subjektive Auflistung? Weil ich glau-



Burg Kalteneck, Holzgerlingen. Auch Hofseite und Garten lassen Einfühlung in das Charakteristische des Überlieferten und Sorgfalt bei der Erneuerung erkennen; das Fachwerk wurde nur zum Teil freigelegt und bildet nun einen reizvollen Gegensatz zu den verputzten Wänden. Der Brückenzugang – früher war die Burg durch eine Zugbrücke gesichert – mußte völlig erneuert werden; man verzichtete dabei auf nostalgische Nachempfingung und wählte eine schlichte handwerkliche Gestaltung. (Foto: Friedr. Stampe)

be, daß sich nach all den positiven aufholenden, aufarbeitenden Ansätzen des letzten Jahrzehnts eine neue Situation abzuzeichnen beginnt. Gesellschaft, Geschichtsverständnis, Wirtschaft und Architektur sind offensichtlich im Umbruch (ich habe gerade ein Buch darüber geschrieben). Denkmalpflege kann sich daher zur Bewältigung der Zukunftsaufgaben sicher nicht mehr allein auf das beschränken, was bis heute erreicht worden ist. Wahrscheinlich ist letztlich nur eine kreative Denkmalpflege, eine die unsicher, unperfekt ist, die zaudert und korrigiert, die Mut zum Risiko hat, wahrscheinlich ist nur eine derartige Denkmalpflege – so seltsam das auch klingen mag – in der Lage, der Vergangenheit weiterhin eine kontinuierliche Zukunft zu bieten. Daß dies möglich sein wird, darauf lassen Veranstaltungen wie diese in Isny aber bereits heute hoffen.

Zu ergänzen ist, daß auch 1981 die Übergabe des Peter Haag-Preises große Aufmerksamkeit und ein lebhaftes Echo gefunden hat. Gemeinde und Landkreis – vertreten

durch Bürgermeister Hubert Benk und Landrat Dr. Gunt-ram Blaser –, Abgeordnete und Gemeinderäte bekundeten ihr Aufmerken und würdigten den Peter Haag-Preis und die in diesem Jahr ausgezeichneten historischen Bauwerke; der Präsident des Landesdenkmalamtes Prof. Dr. August Gebefler – der auch die Grüße der Landesregierung und des für die Denkmalpflege zuständigen Ministers überbrachte – ermutigte den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND fortzufahren in seinem konsequenten Bemühen um ein als bürgerschaftliche Aufgabe verstandene Erneuerung überlieferter Baudenkmale. Diese Ermutigung, solcher Zuspruch ist wichtig für den Fortbestand des inzwischen recht begehrten und angesehenen Peter Haag-Preises; nicht minder förderlich sind jedoch recht konkrete Hilfen, für die der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi K. Birn in diesem Jahr der Kreissparkasse Ravensburg-Isny, der Bausparkasse GdF Wüstenrot (Ludwigsburg), der Landesbausparkasse LBS (Stuttgart), der Landeskreditbank Baden-Württemberg (Karlsruhe) und dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband (Stuttgart) danken konnte.